

Utopie und Ironie

Eine Grundfrage der Friedensforschung

Die Utopie ist eine verkehrte Welt. Und so auch mein Text: Ich beginne mit der Verteidigung, bevor die Anklage erfolgt. Ich verteidige die Friedensforschung gegen den Vorwurf, utopisch zu sein, in ihren Grundannahmen wie in ihren Methoden. Denn Friedensforschung steht unter Verdacht, einem von interessierter Seite geäußerten Verdacht. Der Verdacht ist als Vorwurf gemeint. Man wirft ihr vor, dass sie als normative Wissenschaft einem utopischen Ziel nachhänge, sich also nicht mit seriösen Forschungsobjekten befasse und somit selbst unseriös sei: Friede als utopisches Ziel einer idealen Welt, und letztlich als Synonym für alles, was gut und teuer ist, schönes Leben und reiche Eltern für alle, und ein Stück Unsterblichkeit noch dazu. Damit werde sie ideologisch und verlasse den Boden der Wissenschaft. Sie sei, sogar das war schon manchmal zu hören, eine sich wissenschaftliche gebende Propagandaabteilung einer politischen Richtung, die die Grundlagen der bestehenden Ordnung untergrabe. Wobei man die Beteiligten bisweilen dadurch entschuldigt, dass man eine neue Anklage gegen sie erhebt: Sie seien eben Träumer, die gar nicht durchschauten, welchem Ziel sie dienen.

So wie dieser Verdacht geäußert wird, unterliegt er eindeutig einem Kategorienfehler. Denn selbst wenn man den Frieden auf eine Utopie reduzieren würde, was noch zu diskutieren sein wird, sagt dies nichts aus über die Wissenschaftlichkeit, mit der diese Utopie untersucht wird. Schließlich wirft man der Psychologie auch nicht vor, dass sie sich mit Träumen beschäftigt, die zwar reale mentale Quellen haben, aber mindestens so ephemere sind wie Utopien. Oder hat man je den Wirtschaftswissenschaften die Chaotik des wirtschaftlichen Lebens vorgehalten? Dieser „Fehler“, dieses „Missverständnis“, um einmal diplomatischer zu sprechen, hat natürlich praktische Konsequenzen. Weder in der wissenschaftlichen Community noch bei der staatlichen Wissenschaftsbürokratie hat die Friedensforschung einen guten Stand. Obwohl es kaum so viele Bekenntnisse gibt wie die zum Frieden, fließen kaum so wenige Forschungsgelder wie in die Friedensforschung. Kein Wunder, meinte schon Georg Picht:

Eine Forschung, die sich genötigt sieht, den status quo sowohl in der Politik und Gesellschaft wie auch in der Wissenschaft selbst kritisch in Frage zu stellen, muß mit dem Widerstand aller jener Kräfte rechnen, die an seiner Verteidigung interessiert sind. (Picht 1981, 159)

*

Nachdem also der Angriff von außen abgewehrt ist, kann der Angriff von innen beginnen. Im Gegensatz zum äußeren Angriff ist dies eine solidarische Attacke, wenn mir diese Terminologie in diesen Hallen gestattet wird. Sie dient nicht dazu, die Friedensforschung zu bekämpfen, sondern sie zu fördern. Klarheit durch Kritik.

Utopie und Friedensforschung – das ist, in meiner Sicht, kein zufälliger Zusammenhang. Die Frage nach der Utopie in der Friedensforschung zielt auf den Kern der Begründung der Disziplin, es ist eine Herausforderung, sich den eigenen Widersprüchen zu stellen, die doch nicht lösbar sind, denn sie sind konstitutiv für das Fach. Dass Georg Picht, einer der Begründer der deutschen Friedensforschung nach 1945, mit seinem Text *Mut zur Utopie*

bekannt wurde, ja dass dieser Titel es dann bis zu einem häufig gebrauchten Schlagwort gebracht hat, ist wohl kein Zufall.

Die Utopie, gerade die Friedensutopie, nährt sich gerne von ihrem Gegenteil, der Dystopie. In den 1950er und 1960er Jahren, also zur Zeit der Entstehung der modernen Friedensforschung, zur Zeit von Georg Picht, ist die Dystopie vom drohenden Weltuntergang durch einen Atomkrieg aufgekommen. Heute ist es die Dystopie vom Untergang zumindest großer Teile des menschlichen Lebens durch Klimawandel. Die Dystopie fördert die Utopie als ihr positives Gegenbild, und sie befördert auch, durch das Endzeitszenario, die Unduldsamkeit und den Ruf nach radikalen Maßnahmen gegen die uneinsichtigen Leugner der Gefahren.

Eine Utopie ist eben immer auch eine Versuchung, die Verführung zum totalitären Denken, zum Ausschalten des Anderen – nicht durch das, was im Einzelnen ich mir utopisch ausmale, sondern bereits durch die Tatsache, dass ich es tue und damit nichts anderes gelten lasse. Das Aufstellen eines Ideals ist die Ausschaltung der konkurrierenden Ideen. Die Utopie ist eine subtile Ausschaltung des Zweifels, den ich zwar nicht im Jetzt verleugne, aber aus der erstrebten Zukunft verbanne. Die Utopie ist kein unschuldiges Spiel. Sehr schnell kann aus dem Nirgendwo ein *Du sollst* werden. Das Nirgendwo, das ja doch nur ein Variante der Säkularisierung des Himmelsreichs ist. Vielleicht war es doch richtig, dass Thomas Morus hingerichtet wurde, wenn auch nicht aus den richtigen Gründen.

Aber ich muss noch konkreter werden: In Europa nähren sich alle Utopien von den christlichen Jenseitsvorstellungen, es sind Säkularisierungen und Übertragungen des Himmelsreichs auf Erden, hier besungen von Heinrich Heine, und dieses Mal meint es der sonst so ironische Dichter erstaunlich ernst:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Die Utopie des Friedens ist die Utopie einer befriedeten Gesellschaft. Der Grundgedanke *dieses* Friedens ist die Harmonie, das Ausschalten des Konflikts, der Menschen, Gruppen und Gesellschaften entzweit. Die ewige Versöhnung, das Ende des Widerspruchs. Der italienische Philosoph Massimo Cacciari hat gezeigt, dass alle gesellschaftlichen Utopien auf der Idee der „Abschaffung des Nicht-Gleichen“ beruhen. Dahinter steht die Annahme, dass Frieden nur durch Gleichheit und Harmonisierung möglich wird. Dabei zeigt die psychologische, die sozialwissenschaftliche und die kulturhistorische Forschung, dass die Gewalt gerade aus der Rivalität der „Gleichen“ entsteht, wie auch aus dem Zwang zur Harmonie. Eine Einsicht, die bereits in der griechischen Mythologie auf den Begriff gebracht war: Die Göttin *Harmonia* ist das Ergebnis einer absolut illegitimen Verbindung, sie ist die Tochter von Ares und Aphrodite. Moderner gesprochen: Das Konzept von Frieden als Harmonie stabilisiert den Krieg. Das Denken des Friedens als Harmonie erweist sich als ein Eckstein im Gebäude einer Kultur des Krieges.

Muss deshalb die Friedensforschung, die ich vorhin über eine Nichtigkeitsbeschwerde freigesprochen habe, nicht nun doch wieder auf die Anklagebank, oder zumindest vor die Untersuchungsrichterin: Hat sie sich nicht von ihrem Gegenstand, dem utopischen Friedensgedanken, zu sehr affizieren lassen? Hat sie nicht selbst daran mitgewirkt, doktrinäre

Friedensutopien zu entwickeln. Hängen nicht, mehr als ihnen lieb ist und sich ihre VertreterInnen bewusst sind, die Utopie der konfliktfreien Gesellschaft und das Ideal des gewalttätig erreichten Friedens eng zusammen?

Der französische Soziologe Claude Jullien, der lange in China geforscht hat, behauptet, einen fundamentalen Unterschied zwischen westlichem und chinesischem Denken entdeckt zu haben (Jullien 1999). Während man sich im Westen ein Idealbild, eine Utopie, von einer Sache mache, letztlich einen utopischen Sollzustand entwirft, den zu erreichen man dann verzweifelt kämpft, sei das chinesische Denken darauf aus, zunächst die Lage ein- und die eigenen Wirkungsmöglichkeiten abzuschätzen. Danach lege man sich auf die Lauer, bis günstige Umstände eintreffen, die bei der Verwirklichung der Ziele helfen, wobei es durchaus in ihrem Sinne sei, diesen Umständen auf nach Kräften nachzuhelfen. Man erreiche somit das, was eben erreichbar sei, ohne dafür einen großen Plan oder eine utopische Vision zu bemühen.

Ich weiß nicht, ob Julliens Unterscheidung zwischen europäischem und chinesischem Denken zutrifft, aber darauf kommt es ja auch gar nicht an. Die Frage, die daraus resultiert: Braucht das Friedensdenken Utopien? Braucht die Friedensforschung selbst Utopien? Hat die Friedensforschung Utopien? Und kann sie unter diesen Umständen die Falle der doktrinären Versuchung und speziell die trügerische Hoffnung auf Harmonie vermeiden?

Nach Georg Picht setzt Friedensforschung „Mut zur Utopie“ voraus, weil das Wort „Forschung“ bei ihr etwas gänzlich anderes bedeute als in den so genannten „positiven“ Wissenschaften.

Wir nennen Frieden einen Zustand, der in der heutigen Welt offenbar nicht herrscht. Friedensforschung untersucht deshalb nicht das, was ist, sondern das, was nicht ist. Sie untersucht eine im technischen Zeitalter für die Erhaltung der Gattung Mensch lebensnotwendige Utopie. [...] Wer heute Frieden fordert, wird genötigt sein, sich von den politischen Ordnungen und den Wirtschaftssystemen der friedlosen Welt, in der wir leben, zu distanzieren (Picht 1981, 157-158).

Zweifelsohne ist die Friedensforschung die Erforschung der Utopie des Friedens – allerdings nicht in einem distanzierten, gleichgültigen Sinne der Beschreibung der Friedensbemühungen, sondern mit leidenschaftlicher Anteilnahme und dem Erkenntnisinteresse, die Welt nicht nur zu beschreiben, sondern eben auch zu verändern. Sie kann sich nur bedingt von ihrem Gegenstand distanzieren. Das macht sie anfällig für die Versuchungen des Friedensdenkens. Sie muss sich dessen bewusst sein, um ihnen nicht zu erliegen. Sie kann sich auch nicht damit begnügen, wie es Georg Picht tut, festzustellen:

Philosophie [und ich setze hier Friedensforschung ein, die Picht ja meint] hat die Aufgabe, die Dynamik des Prozesses zu durchleuchten, aus denen das kollektive Bewußtsein hervorgeht. Sie ist ihr ausgesetzt, aber vermeidet jede Identifikationen, durch die sie sich an sie ausliefern würde. Sie steht inmitten des Spiels, aber sie spielt nicht mit. Sie erkämpft sich Schritt für Schritt den Zugang zu ihrem eigenen Horizont, indem sie Kritik nicht als Waffe mißbraucht, sondern als Vermögen der Unterscheidung, des Abstandnehmens, der Distanz entdeckt (Picht 1981, 19).

Das wird, fürchte ich, einerseits nicht ganz möglich sein, und andererseits zu wenig sein. Es müssen noch permanenter Selbstzweifel und Selbstkritik als Haltung hinzukommen, und

Mechanismen, sich von außen kritisieren zu lassen. Wir sollten deshalb vielleicht zwischen doktrinärer und visionärer Utopie unterscheiden. Wenn auch beide die bestehende Gesellschaft kritisieren und sich eine andere, bessere Zukunft vorstellen, so ist die visionäre Utopie eine, die ihre Kritik an der Gesellschaft auch auf sich selbst ausdehnt, und mit Mitteln wie der Ironie, vor allem der Selbst-Ironie, nicht nur die Selbstgewissenheiten der anderen, sondern auch die eigenen in Zweifel zieht. Damit kann Friedensforschung zugleich einen positiven Einfluss auf Friedensdenken und Friedensbewegungen ausüben.

Wir brauchen – davon bin ich überzeugt – einen utopischen Überschuss, sozusagen die homöopathische Dosis Utopie. Ohne utopisches Denken können die Hoffnung, die wir angesichts des gewalttätigen Zustands der Welt dringend brauchen, nicht mobilisieren. Und Friedensforschung ist ja, schon alleine durch ihre Existenz, durch dieses, wir erforschen die Möglichkeiten des Friedens, seiner Herbeiführung und Sicherung, eine Mobilisierung der Hoffnung. Eine Utopie, die sozusagen mit dem Verdünnungsmittel der Selbst-Ironie behandelt wurde, ist kein Gift, sondern ein Heilmittel. Solange also die Utopie sich mit ihrer manchmal verfeindeten Schwester Ironie paart, mit ihr gemeinsam auftritt, will ich's zufrieden sein.

Werner Wintersteiner, November 2019

Literatur

Jullien, François: Über die Wirksamkeit. Berlin: Merve 1999.

Picht, Georg: Mut zur Utopie – Die großen Zukunftsaufgaben. In: Georg Picht: Hier und Jetzt. Philosophieren nach Auschwitz und Hiroshima. Band II. Stuttgart: Klett-Cotta 1981.